

Gastkolumne

Der Hype ums
Gymnasium
bedroht unser
Bildungssystem

Vier von sieben Bundesräten
waren auf keiner Universität, zwei
haben keine Matur – offensichtlich
führen viele Wege an die Spitze



Caspar Hirschi

Das Schweizer Bildungssystem hat im internationalen Vergleich drei Vorzüge: Vielfalt, Offenheit und Durchlässigkeit. Es ist vielfältig, weil Jugendliche die Wahl zwischen Berufslehre und Gymnasium haben und danach mit fast jedem Abschluss Anschluss an neue Ausbildungen gewinnen. Es ist offen, weil Bildungsinstitutionen bis hinauf zu den Spitzenhochschulen allen mit den entsprechenden Qualifikationen freien Zugang gewähren. Und es ist durchlässig, weil auf fast jeder Stufe der Quereinstieg in andere Ausbildungen möglich ist.

Dank unserem Bildungssystem führen viele Wege an die Spitze von Wirtschaft und Politik. Die Zukunft junger Menschen hängt nicht von einer einzelnen Prüfung auf einer bestimmten Altersstufe ab, sondern von mehreren Schritten an verschiedenen Orten zur passenden Zeit. Es gibt keine typische Karriere, und es gibt keine nationale Elite, deren Mitglieder sich schon zugeprostet haben, als ihnen der Bierschaum noch am Flaum klebte.

Bestes Beispiel dafür ist der aktuelle Bundesrat. Die Bandbreite der Berufe reicht vom Bauern über die Dolmetscherin und den Arzt bis zur Konzertpianistin. Vier von sieben haben keinen Universitätsabschluss und zwei auch keine Matur. So viel berufsbio-

grafische Diversität ist im internationalen Vergleich eine Rarität. Man mag von den politischen Fähigkeiten unserer Magistraten halten, was man will, aber vom Bildungsgrad lässt sich nichts ableiten. Bei den beiden Promovierten, Alain Berset und Ignazio Cassis, könnte die Fettnäpfchenfrequenz, bei den beiden ohne Matur, Karin Keller-Sutter und Ueli Maurer, die Fremdsprachenkompetenz nicht weiter auseinander liegen.

Vor einem Jahr habe ich die Vorzüge des Bildungssystems im Kleinen erlebt, als ich die Festrede an der Chemie-Diplomfeier der Zürcher Fachhochschule hielt. Erfreulich viele junge Frauen und Nachkommen von Migranten schlossen den Studiengang ab. Angefangen hatten sie als Lehrlinge in einem Chemielabor, und nun standen die besten unter ihnen vor dem Wechsel an die ETH.

Angesichts solcher Bildungswege verwundert es, dass so viele Akademikereltern ihre Kinder, die nicht die erhoffte Frühreife zeigen, ins und durchs Gymnasium quälen. Väter und Mütter mit chronischer Gymnasialitis gibt es schon lange. In Grossstädten ist das Gebrechen aber zur Volkskrankheit geworden. Wie selbstverständlich werden heute Tausende Franken für private Vorbereitungskurse auf die Gymiprüfung ausgegeben, Kinderärzte zwecks Nachteilsausgleich konsultiert und die Kleinen einem häuslichen Drill unterzogen, als ginge es ums soziale Überleben. Droht dennoch der «Absturz» in die Sekundarschule, greifen manche zu den letzten Mitteln und kaufen dem Kind einen Platz im Privatschulhaus.

Warum tut man sich und seinen Kindern so etwas an? Eine wichtige Rolle spielt die Angst vor Bildungsabstieg. Sie verleitet dazu, die Sekundarschule als Problemkinderghetto und die Berufslehre als Karrieregrab wahr-

Väter und Mütter mit chronischer Gymnasialitis gibt es schon lange. Aber in Grossstädten ist das Gebrechen zur Volkskrankheit geworden.

zunehmen. Die Bildungsforschung ist an diesem Irrtum nicht unbeteiligt. Wie Jürgen Kaube in seinem neuen Buch «Ist die Schule zu blöd für unsere Kinder?» schreibt, kritisiert die Wissenschaft Bildungssysteme seit Jahrzehnten als Maschinen zur Reproduktion von Ungleichheit und bewertet dabei akademische Abschlüsse als entscheidenden Faktor. Die statistischen Befunde stammen jedoch überwiegend aus Ländern ohne duale Berufsbildung oder aus solchen, die sie, wie Deutschland, stark abgewertet haben. Weitgehend ausgeblendet bleibt, dass die Berufslehre eigene Aufstiegschancen schafft und über die Berufsmaturität auch akademische Abschlüsse ermöglicht.

Urbane Bildungseliten verwandeln die wissenschaftliche Kritik in eine private Handlungsanleitung und wenden diese auf das Gymnasium an. Damit belasten sie nicht nur das eigene Kind und Konto, sondern machen aus dem Gymizugang einen Bieterwettbewerb, als gehe es um ein überbewertetes Haus. Alle Bewerber müssen die Schmerzgrenze überschreiten, um ihre Chance auf den Einzug zu wahren. Hauptleidtragende sind begabte Schüler aus weniger privilegierten Familien, die erst gar nicht in die Bietererei einsteigen können. So bringt die wissenschaftliche Kritik an Ungleichheit neue Ungleichheiten hervor.

Die grösste Gefahr ist, dass aus dem Irrtum von heute die Wahrheit von morgen wird. Damit es dazu kommt, müssen ihn nur genug Gebildete in Führungspositionen glauben. Je stärker sich Akademikereltern aufs Gymnasium fixieren, desto schneller erreichen wir diesen Punkt.

Caspar Hirschi ist Professor für Allgemeine Geschichte an der Universität St. Gallen.



Medienkritik

Wie eine
Redaktion
einknickt



Michael Furger

Was es das wert? Die Frage muss sich die «New York Times» stellen, nachdem sie in der Nacht auf Dienstag die Druckmaschinen angehalten und drei Titel auf der Frontseite geändert hat. Sie betrafen dasselbe Thema: Donald Trump und die Schiessereien in Ohio und Texas. Nachdem nämlich die erste Ausgabe vorlag, brach ein Sturm der Entrüstung in den sozialen Netzwerken los. Die Aufmacherschlagzeile «Trump mahnt zu Einheit gegen Rassismus» gefiel linksliberalen Politikern und Bloggern nicht. Ihre Tweets wurden von Zehntausenden geteilt und von Hunderttausenden gelikt.

Der Titel ist inhaltlich korrekt, eine klare Nachrichtenzeile. Trump hat tatsächlich zum Kampf gegen Rassismus aufgerufen. Natürlich ist er in dieser Frage nicht glaubwürdig, weil viele seiner Bemerkungen Rassismus befeuern. Das war offenbar das Problem: Die Zeitung wurde von ihrem Publikum dafür kritisiert, dass sie Trump in ihrem Titel nicht kritisiert hat. Sie hat nur vermeldet und nicht gewertet. Das ist heute offenbar nicht mehr erwünscht. So änderte sie für die zweite Ausgabe die Zeile in «Kritik am Hass, aber nicht an Waffen». Auch die zwei anderen Titel änderten sich von ausgewogener Betrachtung zu Trump-Kritik.

Journalisten sollen ihre Neutralität aufgeben und Position beziehen, heisst es allenthalben. Ich bin mir nicht sicher, ob das in jedem Fall eine kluge Idee ist, vor allem nicht, wenn der Positionsbezug auf öffentlichen Druck entsteht. Die «New York Times» beugte sich dem Lärm in den Netzwerken und schaffte damit ein gefährliches Präjudiz. Die Zeitung erklärte zwar, «führende Redaktoren» hätten selbst bemerkt, dass der Titel (sie sprach nur von einem) schlecht sei, nachdem sie die Frontseite gesehen hätten. Klingt nach einer Ausrede. In der Regel schauen führende Redaktoren die Frontseite an, bevor sie in Druck geht und nicht danach.

Michael Furger ist Leiter des Ressorts Hintergrund der «NZZ am Sonntag».

51 Prozent

Auch alte weisse Männer lieben ihre Töchter



Nicole Althaus

Vielleicht steht jedem Menschen nur ein bestimmtes Mass an Verärgerung zu, und ich habe meins verbraucht. Oder meine Nieren haben aufgehört, das Adrenalin zu produzieren, das für Aufregung und Wut sorgt, und ich befinde mich in einem emotionalen Klimakterium. Jedenfalls lassen mich die Shitstorms kalt, die mittlerweile fast jeden Artikel begleiten, der sich um Männer und Frauen dreht. Die Social-Media-Debatten haben eine betäubende Wirkung auf mich, die sich als Mischung aus Erschöpfung und Ekel zeigt.

So kann und will ich mich nicht aufregen darüber, dass die Zeitschrift «Emma», von Alice Schwarzer herausgegeben, via Twitter «Vatertöchter sucht, die sich zusammen mit

ihrem Vater porträtieren lassen», weil es schliesslich «nicht nur den vielgeschmähten alten weissen Mann» gebe, sondern auch «die Männer, für die eine Tochter so viel wert ist wie ein Sohn». Zugegeben, man hätte den Aufruf geschickter formulieren können. Alte weisse Männer und moderne junge Väter, die auch den weiblichen Nachwuchs nicht verschmähen, einander gegenüberzustellen, ist dumm. Aber der Redaktion gleich vorzuwerfen, sie applaudiere Männern schon, wenn sie nicht sexistisch seien («Der Standard») und werde bald «Preise für Ehemänner vergeben, die ihre Frauen nicht schlagen» («taz») ist nicht viel gescheiter. Und nachgerade tendenziös ist die Unterstellung, der Tweet markiere eine Diskursverschiebung nach rechts.

Die Wahrheit ist wohl, dass der Aufruf in ein Sommerloch auf Twitter gefallen und von einer Volontärin geschrieben worden ist. Wahr ist aber auch, dass die Beziehung vieler Frauen zu ihren Vätern eine ganz spezielle ist, weil der Vater für die Tochter einer von wenigen, wenn nicht der einzige Mann ist, der sie nicht als Mädchen oder Frau wahrnimmt, sondern in erster Linie als Mensch liebt. Journalistisch gesehen ist es also nicht

abwegig, dieser Beziehung Aufmerksamkeit zu schenken, gerade in unserer genderübersensiblen Zeit – gerade weil diese Porträts mit Sicherheit eines aufdecken werden: Auch alte weisse Männer lieben ihre Töchter wie ihre Söhne. Sogar alte weisse Männer, die nicht die feministische Flagge vor sich hertragen, tun das. Ich jedenfalls kenne einige alte weisse Männer, die durch die Liebe zu ihren Töchtern ihre Einstellung zu Genderfragen überdacht und verändert haben.

Womit wir beim eigentlichen Thema des Proteststurms wären: «Alter weisser Mann» ist zum Klickköder verkommen. Keine andere Pauschalisierung sorgt derzeit für mehr Lärm und Aufmerksamkeit. Zwar ist nachvollziehbar, warum sich der Begriff so schnell etabliert hat: Damit werden endlich auch jene Menschen sichtbar gemacht, die als Norm sonst unmarkiert bleiben. Während bei Frauen das Geschlecht immer Thema ist und Ausländer stets mit ihrer Hautfarbe oder Nationalität konfrontiert werden, gelten alte weisse Männer einfach als Menschen. Viele von ihnen sind sich der ökonomischen und sozialen Privilegien, die sich daraus ableiten, gar nicht bewusst. Die Rede vom alten weis-

Junge und Frauen können auch ignorant, rassistisch und sexistisch sein. Auch sie beherrschen Chauvinismus.

sen Mann entlarvt zwar exakt diesen unbewussten Anspruch auf die Norm, aber sie personalisiert und delegiert jegliche Form von Diskriminierung. Damit leugnet sie, dass Sexismus und Rassismus nicht die Verirrung Einzelner ist, sondern eine oft verdeckte Grundlage unserer Gesellschaft.

Auch Junge und Frauen beherrschen den Chauvinismus. Auch sie können ignorant, rassistisch, sexistisch sein. Chauvinismus hat weder ein Alter noch ein Geschlecht, keine Nationalität, keinen sozialen Status. Der Glaube an die Überlegenheit der eigenen Gruppe ist universal. Gerade deswegen sind pauschalisierende Chiffren wie «Emanze», «Ausländer» oder eben «alter weisser Mann» keine adäquate Analysekatoren für komplexe Probleme. Das sollte, wer für seriösen Journalismus steht, eigentlich wissen. Erst recht dann, wenn man sich nicht den Vorwurf gefallen lassen möchte, sich nur in die Geschlechterdebatten einzumischen, weil feministische Themen gerade Hochkonjunktur haben und für Quoten im Netz sorgen.

Nicole Althaus ist Chefredaktorin Magazine bei der «NZZ am Sonntag».